

Zur Philosophie des Sammelns

Rede zur Eröffnung der Ausstellung "Kiste 143 – die herzogliche Bibliothek entsteht"

Andreas Urs Sommer

In den heiligen Hallen der Herzog August Bibliothek haben wir es mit Sammeln in zweifacher Hinsicht zu tun. Zum einen prangen an den Wänden, die uns hier umgeben, die sichtbaren Zeugnisse der Sammel Leidenschaft eines Individuums, von August dem Jüngeren, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (1579–1666) nämlich. Zum andern handelt es sich bei der Herzog August Bibliothek um eine institutionelle Sammlerin, die sich – unter anderem – der Fortführung jenes individuellen Sammlerwillens verschreibt, der sich in der Person von Herzog August ausgeprägt hat. Wenn ich mich hier als Philosophietreibender und von Philosophie Getriebener zum Thema "Sammeln" äußere, spreche ich nicht als intimer Kenner der besonderen Sammlernatur von Herzog August und auch nicht als Kulturhistoriker des institutionellen Sammelns. Beides bin ich nicht. Schließlich sollen Sie, meine Damen und Herren, sich ja in erster Linie die Ausstellung ansehen, von der ich nichts vorwegnehmen will und nichts vorwegnehmen kann. Die philosophische Betrachtung des Sammelns hat damit aufschiebende Wirkung: Sie schiebt Ihre Beschäftigung mit den in der Ausstellung dokumentierten Realia für eine halbe Stunde auf. Wobei das aufschiebende Moment vielleicht ebenso ein Charakteristikum philosophischer Betrachtung wie des Sammelns ist: Sammeln und Philosophie sind gleichermaßen dazu angetan, zum Weltgetriebe auf Distanz zu gehen und das Drängen der Forderungen des Tages für eine Weile oder sogar für ein ganzes Philosophen- und Sammlerda-sein aufzuschieben. Womit ich freilich keineswegs andeuten will, dass Herzog August seine Regierungspflichten seiner Sammel Leidenschaft wegen vernachlässigt hätte. Die *clementia ducis*, die das Denkmal auf dem Wolfenbütteler Marktplatz ins Bild setzt (um von den Hexenverbrennungen in Hitzacker zu schweigen), lässt keinen Sammler-Herrscher vermuten, der sich wie Kaiser Rudolf II. pflichtvergessen in die Arsenale seiner Wunderkammer zurückzieht. Vielmehr scheinen, soweit ich als Sachkundiger dies zu beurteilen vermag, Pflichterfüllung und gelegentlich Weltgetriebe-abstänze bei Herzog August ein harmonisches Gleichgewicht gefunden zu haben.

Als Kenner und Lehrer des Schachspiels¹ war ihm die Vorstellung eines gelingenden strategischen Gleichgewichts gewiss nicht fremd – auch wenn jeder Schachspieler am Ende siegen will.

Aber lassen Sie mich jetzt das Sammeln in der eingangs genannten, doppelten Hinsicht philosophisch perspektivieren. Ein erster Abschnitt stellt das Sammlerindividuum als Idealtypus in den Vordergrund, das nach seinen ganz eigenen Gesichtspunkten eine Sammlung als persönliche Wunschwelt erzeugt. In einem zweiten Abschnitt soll es um das Sammeln als kollektive Unternehmung, als eine von Institutionen verantwortete Tätigkeit gehen und der Frage nachgegangen werden, inwiefern sich diese Tätigkeit an Institutionen delegieren lässt. Bringen wir die Ordnung dieser Gedankenansammlung nicht durcheinander, und lassen Sie mich also mit Abschnitt I beginnen.

I.²

Der individuelle Sammler ist – philosophisch betrachtet – ein sonderbares Zwitterwesen: Einerseits scheint in ihm die Selbstermächtigung des Menschen einen letzten Gipfel erreicht zu haben. In seiner Sammlung schafft er sich ganz nach seinem Bilde eine Welt, die er souverän beherrscht und in der er keine anderen Götter neben sich duldet. Innerhalb seiner Interessensphäre gibt es für den Sammler prinzipiell nichts Unverfügbares – das, worüber er noch nicht verfügt, was aber seine Begierde geweckt hat, will er erobern: Es ist potentiell verfügbar. Der Sammler leidet empfindlichen Schaden an seiner Seele und zweifelt gar an seiner Berufung, seiner Berufung zum Sammler, sollte er leer ausgehen. Unversehens wird Sammeln zu einem Selbstmythologisierungsunternehmen, das den bürgerlichen Rückzug ins Häuslich-Heimelige, den biedermeierlichen Anstrich, der dem Sammeln anhaftet, wettmachen soll. Der Sammler wandelt lust im Garten seiner Habseligkeiten und weidet sich an einem künstlichen Paradies. In den Dingen seiner Sammlung findet er den Maßstab der Außenwelt, den Maßstab ihrer Ab- und Umwertung.

Andererseits – und dies ist bei einer gedanklichen Annäherung an private Sammel Tätigkeit, um dies es hier zunächst gehen soll, ebenso wichtig – scheint der Sammler durch die Dinge, von denen er umgeben ist, erst definiert zu werden. Er ist das Produkt seiner Dinge – sie stiften seine Identität. Die Persönlichkeit des Sammlers, wie wir ihr alltäglich begegnen, gründet nicht mehr auf einem klar umrissenen Wesenskern. Sein Sein verdankt der Sammler vielmehr seinem Haben, seinem je eigenen Haben: Nur weil er diese Bierdeckel, jene alten Meister besitzt, ist er geworden, was er ist. Zu einem unverwechselbaren Individuum wird der Sammler nach seinem eigenen Selbstverständnis erst, wenn seine Gegenstände sein Dasein als ein unverwechselbares verbürgen, weil sie selber unverwechselbar sind, weil sie allein um dieses Individuum sich gruppieren. Das Prekäre, das Ungesicherte, das Nicht-Festgeschriebene der menschlichen Existenz wird kompensiert mit der Sicherheit, der Festgeschriebenheit, die den Dingen eigen zu sein scheint: Die Akkumulation der Dinge ersetzt die Selbstkonstitution einer fest gefügten Persönlichkeit. Die gesammelten Dinge sind – möglicherweise vom Zufall gesandte – Wahlverwandte mit weitreichenden vormundschaftlichen Befugnissen.

Die philosophische Anthropologie, die des Sammlers habhaft zu werden versucht, muss, nach dessen "Wesen" befragt, klein beigegeben: Je nach Beobachterstandpunkt erscheint er ihr als letzte Inkarnation jenes seiner selbst so gewissen neuzeitlichen Subjekts, das sich aus Herrschaft sucht oder purer Neugierde alles untertan macht. Oder aber er erscheint ihr als hilf-

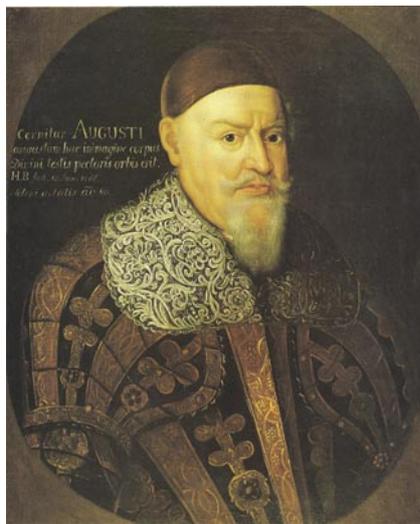
1 Siehe Gustav Selenus [i.e. Herzog August II. von Braunschweig-Lüneburg]: Das Schach oder Königs-Spiel, 4 Bücher, Leipzig 1616 (Nachdruck: Tschaturanga. Darstellungen und Quellen zur Geschichte des Schachspiels, hrsg. von Viktor Kortschnoi und Klaus Lindörfer, Bd. 1, Zürich 1978).

2 In einigen Passagen dieses Abschnitts folge ich meinen Ausführungen in: Andreas Urs Sommer / Dagmar Winter / Miguel Skirl: Die Hortung. Eine Philosophie des Sammelns, Düsseldorf 2000.

loses Opfer der Gewalt, die die Dinge ihm antun, und der er sich nicht zu entziehen weiß. Unter dem erstgenannten Blickwinkel beurteilt die Psychoanalyse den Sammler, der sammelnd irgendwelche frühkindlichen Entbehrungen und Enttäuschungen abgibt.³ Machtgewinn über Dinge (und Menschen) soll das Fehlen von Zuwendung seitens der Menschen und der Dinge rächen, die sich um den Sammler nicht kümmern. Freilich ist das Sammlerprogramm in Honoré de Balzacs Roman *Cousin Pons* treffender, weil undogmatischer als das bei den meisten Klassikern und Nachklassikern der Psychoanalyse: Cousin Pons, der wie jeder Mensch "ja nur dadurch" lebt, "dass er sich irgendeine Genugtuung verschafft", "verzweifelte daran, jemals geliebt zu werden". Daher: "Das gute Essen und die Sammelwut waren ihm Ersatz für die Frau."⁴

Unter dem anderen Blickwinkel nehmen sich soziologische Milieutheorien des Sammlers an: Für sie ist er, als Opfer seiner Umwelt, eben der Dinge, die ihn in ihren Fängen halten, höchstens bedingt zu rechnerfähig und gewiss für die Anhäufung der Sammlungsgüter nicht moralisch haftbar zu machen: Deshalb lässt man den Sammler am besten unbehelligt – und sorgt mittels guter Alarmanlagen allenfalls dafür, dass sich seiner nicht etwa Dinge bedienen, die im Museum hängen und nach Freiheit dürsten: Der Sammler wird von den im Museum versammelten Schätzen ja geradezu genötigt, ihr Befreier, also ihr Dieb zu werden. Immerhin ist die soziologische Beschwichtigung für den Sammler aufs Ganze gesehen vorteilhafter als die brachiale Methode der psychoanalytischen Konkurrenz, die dazu neigt, den Sammler seiner Krankhaftigkeit wegen in geschlossene Anstalten einzuweisen.

Der individuelle Sammler ist ein Exzentriker – und da die philosophische Anthropologie seit Helmuth Plessner dem Menschen in erster Linie Exzentrizität zubilligt,⁵ wird man gut beraten sein, es vorerst dabei zu belassen. Sammeln drückt die Hoffnung aus, mit den Dingen vertraut zu werden, obwohl und gerade weil sie ihrer Individualität im Zuge von Industrialisierung und Medialisierung mehr und mehr verlustig gegangen sind. Bedingung der Möglichkeit solcher Hoffnung auf Vertrautheit mit den Dingen ist es, dass der Sammler sich auf die Dinge einlässt, sich mit ihnen einlässt, sich ihnen hingibt. Wenig zur Sache tut dabei, ob die Dinge den Sammler anfallen, oder ob er sie anfällt. Sammeln ist der postume Versuch, die Dinge wiederzuleben, sie zu reanimieren. Postum insofern, als die Dinge ihrer Persönlichkeit, ihrer



August d. J. im Alter von 86 Jahren. Öl auf Leinwand. 74 x 63,5 cm. Sign. H.[einrich] B.[oiling]. Dat. 10.1.1666. HAB: Gemäldesammlung (B 8)

Einzigartigkeit im Prozess der Zivilisation entkleidet worden, zu bloßen Mitteln in einem zweckrationalen Weltverhältnis entartet sind. Das Überhandnehmen der technischen Kategorien in der Lebenswelt habe, so sagt der Sammler häufig, die Dinge entseelt, sie getötet.

Sammeln versucht – und zwar seit dem Aufkommen frühindustrieller Produktionsweisen in der Renaissance – den Dingen, die bis anhin wegen ihrer manuellen Herstellungsweise stets Einzeldinge gewesen sind, ihre Würde, ihre Aura zurückzuerstatten. Diese haben sie durch ihre Multiplikation, durch die Möglichkeit und den Willen zur Herstellung von beliebig vielen identischen Dingen verloren. Solange den Dingen ihre Unverwechselbarkeit natürlicherweise eigen war, erübrigte sich das Sammeln, war nur Horten – eine Grundkonstante menschlichen und nicht nur menschlichen Lebens – angesagt. Gerade der Übergang in der Renaissance belegt diese Behauptung: Halbwegs trägt Sammeln noch die Züge des nackten Hortens, der Anhäufung von materiellen Reichtümern zwecks Machtrepräsentation (wie in mittelalterlichen Schatzkammern). Halbwegs ist es jedoch schon das Bemühen, aus der Antike überkommenen, aus ihrer angestammten Heimat gerissenen Gegenständen einen neuen Sinn zu geben, nämlich einen Sinn, der mit dem kirchlichen Gebrauch von Dingen zu konkurrieren beginnt. Von Sammeln im strengen Sinn des Wortes sprechen wir indessen erst dort, wo die Dinge Selbstzweckcharakter bekommen.

Der Sammler versieht Dinge, die bloß nützlich oder konsumierbar sind, mit einer Bedeutung, die selbst- und sammler-

bezüglich ist (und nicht auf Hinterwelten, ein Unsichtbares deutet). Die Dinge werden aus ihren Funktionskontexten dekontextualisiert.⁶ Erst der Sammler verleiht den Dingen einen Eigenwert, unabhängig von ihrer praktischen oder metaphysischen Instrumentalisierung. Die seit Jahrhunderten andauernde Sammelbewegung setzt einen Gegenakzent zu einem ausschließlich zweckrationalen Umgang mit den Dingen. Gegen die "Wegwerfgesellschaft" wird eine "Bewahrungskultur" etabliert.⁷ Sammeln lässt die Dinge selber zu Wort kommen, in ihrer jeweiligen und unbegreiflichen Einmaligkeit. Diese wird jedoch gedämpft durch die Integration der einmaligen Dinge in ein mehr oder minder fragmentarisches System, die Ordnung der Sammlung. Der Sammler erinnert unerbittlich daran, dass die Welt, in der wir leben, nicht notwendig so ist, wie sie ist, sondern sie auch ganz anders sein könnte. Mit seiner Sammlung baut er sich stattdessen die beste aller ihm möglichen Welten zusammen.

Sammeln ist der Wille, anderes zu haben (was andere nicht haben) und dadurch etwas anderes zu sein oder anders zu werden – etwas so anderes wie das Unikat, das einem zu erwerben gelungen ist. Die Definition der eigenen Existenz nimmt beim Samm-

3 Eine solche psychoanalytische Deutung mit einer Ansammlung von vielerlei lehrreichen Fallbeispielen bei Werner Muensterberger: *Collecting. An Unruly Passion. Psychological Perspectives*, Princeton 1994 (deutsch unter dem Titel: *Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft*, 1995).

4 Honoré de Balzac: *Vetter Pons*. Deutsch von Otto Flake, Zürich 1977, S. 26 und 27.

5 Vgl. z. B. Helmuth Plessner: *Der Mensch als Lebewesen*, in: H. P.: *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*, Stuttgart 1982, S. 9–62.

6 Das Sammeln von Büchern, wie Herzog August es betreibt, ist dabei ein Spezialfall, denn es soll ja Büchersammler geben, die ihre Bücher auch lesen, sie damit nicht aus ihrem angestammten Gebrauchskontext entfernen. Dazu Andreas Urs Sommer: *Unvorgreifliche Mutmaßungen über das Sammeln von Büchern. Eine kulturphilosophische Glosse*, in: ders. (Hrsg.): *Im Spannungsfeld von Gott und Welt. Beiträge zu Geschichte und Gegenwart des Frey-Grynaeischen Instituts*, Basel 1997, S. 329–335.

7 Odo Marquard: *Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur*, in: Andreas Grote (Hrsg.): *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*, Opladen 1994, S. 909–918. Vgl. auch Manfred Sommer: *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*, Frankfurt am Main 1999.

ler ihren Weg über das, was ihr zukommt, ihr ganz besonderes Haben. Alle Dinge verlieren, sobald sie gesammelt sind, für den Sammler ihre Fremdheit, ihre Befremdlichkeit. Sammeln stellt ein Vertrauen zu den Dingen wieder her, für das es in der Moderne keinen Platz mehr zu geben schien. Der Sammler entschädigt sich mit der Akkumulation des Bekannten, des mehr oder weniger Ähnlichen für seine Weltfremdheit im ganzen. In ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit bedroht die Welt das Einzelwesen, bedroht es mit Auflösung. Zur Bewältigung der Angst vor der Entindividuiung schirmt sich der Sammler mit Einzelnem ab, das sich aber auf ein Allgemeines, auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt. Einen gemeinsamen Nenner, der sich in der unendlichen Mannigfaltigkeit nicht sogleich wieder verflüchtigt. Sammeln bringt die Welt, nach und nach, auf Begriffe, die Ordnung im Undurchschaubaren stiften, die den Unsinn zu einem Sinn, wengleich einem Sinn im Kleinen, im Intimen umschmelzen. Komplexitätsreduktion hieße dann also das Zauberwort, mit dem Sammeln als Tätigkeit selbst wiederum auf den Begriff zu bringen wäre. Es ist eine Wiederverzauberung der Welt – der Welt als Quelle von Sammelwürdigem. Sie erlaubt es dem Sammler, das Zauberland seiner Sammlung zu erschaffen. Jene schon erwähnte, für ihn beste Welt. Die Sammlung ist das, was den Sammler persönlich unbedingt angeht.

Die Sammlung ist das vergegenständlichte Alter Ego, die bessere Hälfte, das abstrahierte Wesen des Sammlers selbst. Der Sammler, als menschliches Wesen, verfehlt sich, wenn es sich will, wenn es sich selbst erschaffen, als (Lebens-)Kunstprodukt herstellen will. Mit der Sammlung findet der Selbsterschaffungswille seinen Gegenstand im Draußen, im Anderen, im Nicht-Ich – und entlastet dadurch von den unbedingten Forderungen, die das so genannte neuzeitliche Ich sich selbst gestellt hat. Die Sammlung, trotz ihrer notwendigen Unvollkommenheit, ist als Kunstprodukt nämlich immer schon geglückter als es das selbst erschaffene Ich sein kann. Bei einer Sammlung kann das Verfehlen wieder gutgemacht werden; an Leerstellen stehen Lückenbüßer. Weil die Sammlung partiell gelungen ist, haucht sie ihrem partiell misslungenen Urheber neues Leben ein – verleiht ihm Sinn.

So heißt Sammeln auch Kanalisierung des Begehrens. Das Begehren ist ausufernd, grenzenlos; kein Lebewesen begnügt sich mit dem, was es hat, sondern will immer mehr und immer Anderes. Das Ende des Begehrens ist das Ende des Le-

bens. Sammeln legt dem Begehren Zügel an, lenkt es in eine, in die gewünschte Richtung, ohne das Begehren selbst zu verleugnen oder in einer lebensbeschneidenden Operation wegzurationalisieren. Sammeln ist, auch, eine Technik gemeisterten Lebens. Sammeln ist also nicht bloß rezeptiv, keine willkürliche Ansammlung der Dinge oder deren Abbildung in ihrem Sein, eine getreue Welt-Kopie. Sammeln fordert vielmehr eine kreative Kompetenz, eine Welterschaffungs- und Weltordnungs-kompetenz. Die sich kleine Kinder schon anzueignen im Begriffe sind, wenn sie Murmeln oder Gänseblümchen zu sammeln beginnen und sich damit ihre Murrel- und Gänseblümchenwelt erschaffen. Nur schade, dass man den Kindern diese vehementen Bestrebungen in Richtung eigener Weltordnungs-kompetenz häufig als "Flausen" auszutreiben pflügt.

Sie sehen, meine Damen und Herren, das idealtypische Sammlerindividuum, das ich Ihnen hier in ein paar seiner zahlreichen Facetten versucht habe vorzuführen, wird eine entschiedene Neigung zum Skeptizismus haben. Zum Skeptizismus insofern, als dieses idealtypische Sammlerindividuum vorgefertigte und vorgegebene Weltanordnungsmuster nicht zu akzeptieren gewillt ist, sondern seine eigene Weltauslegungsordnung entwerfen möchte. Der Sammler als Skeptiker gruppiert die Dinge um: Er behält es sich vor, Dingen Wert zu verleihen, die in der landläufigen Ordnung der Dinge gar keinen oder nur geringen haben. Denn was sind Bierdeckel oder verbrauchte Telefonkarten wert in dieser landläufigen Ordnung? Der Sammler begnügt sich mit diesen Landläufigkeiten nicht, weil er erkennt, dass alle Weltanordnungsmuster kontingente und willkürliche Setzungen sind. Daher sein Mut zur zwar gleichfalls kontingenten und willkürlichen, aber entschiedenen eigenen Weltauslegungsordnung.

Ein paar Worte doch noch zur Charakterisierung der Sammeltätigkeit von Herzog August, die man, wenn ich es richtig sehe, in einen pointierten, idealtypischen Gegensatz zu derjenigen einer anderen großen Sammlerfigur der frühen Neuzeit setzen kann, nämlich zu Kaiser Rudolf II., der Prag und sein sammlerisches Phantasiereich in ein "manieristisches Universum"⁸ zu verwandeln sich anschickte und der schlechterdings alles zum Gegenstand seines *furor collectoris* machte – mit katastrophalen Folgen für seine Herrschaft und sein Reich. Herzog August hingegen verkörpert – gemäß seiner Devise "Expende!" - "Alles mit Bedacht!" – den protestantisch-kontrollierten, den rationalen Typus

des Sammlers, der mit den 135.000 Titeln seiner Bibliothek, die er selber akribisch katalogisiert, dem Sammeln einen bestimmten, genau bestimmten Teil in seinem Leben zuweist, aber keineswegs sein Leben ganz dem Sammeln unterordnet. Sammeln ist für diesen rationalen Sammler ein wesentlicher Aspekt seines Lebens, aber nicht dieses Leben selbst. Es ging Herzog August offenkundig darum, auch und gerade das Sammeln zu einer rationalen Kunst auszubilden, so wie er es für das Schachspiel vorsah: "Es ist nichtes in dieser Welt / welches mit Raht und Verstande / fürzunehmen ist / das nicht nohtwendig / zur Kunst / gezogen werden müsse. Dan die geschwete Natur / vermag / ohne gewisse Ordnung / Gesetze / Regeln / Masse oder Weyse / nicht wie es wol / der Sachen notturft / erfoderte / sich hierinnen zu erzeugen."⁹

Lassen Sie mich nun ohne weitere Umschweife zum zweiten, wesentlich kürzeren Abschnitt meiner Ausführungen kommen, der sich dem Sammeln als kollektiver, institutionell geregelter Tätigkeit widmet.

II.

Nach dem, was ich zum radikal eigenständigen Sammlungswillen des Sammlers gesagt habe, ist es einigermaßen schwer, sich Sammeln als institutionell geregelte und kollektiv verantwortete Tätigkeit auszumalen. Etwas leichter vermag man sich vorzustellen, dass individueller Sammlerwille zu Lebzeiten oder nach dem Tod des Sammlers institutionalisiert, das heißt, musealisiert wird. Wenigen individuellen Sammlern ist und war es freilich wie Herzog August vergönnt, eine solche Institutionalisierung ihrer Sammlung oder gar eine institutionelle Fortführung ihres eigenen Sammlerwillens zu erreichen. Viele würden sich schon glücklich preisen, wenn es ihnen gelänge, ihren Sammlungen ein bescheidenes Plätzchen in den Katakomben eines lokalen Museums zu sichern. Auf der anderen Seite können fast ebenso viele Museumskuratoren ein Lied davon singen, wie sie Privatsammler freundlich, aber bestimmt hinauskomplimentieren müssen, weil ihnen Schenkungen angeboten werden, die sich partout nicht in die museal schon vorgegebene Sammlungsordnung einpassen lassen. Oder was soll ein Dorfmuseum im Vor-

8 Philipp Blom: *Sammelwunder, Sammelwahn. Szenen aus der Geschichte einer Leidenschaft*, Frankfurt am Main 2004, S. 78.

pommern mit einer exquisiten Kollektion von japanischen Raku-Schalen anfangen? Oder eine ähnliche Institution im Oberamergau mit einer nicht ganz so exquisiten Kollektion von Aktphotos aus Zeitschriften der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts?

Was bedeutet das für die Charakterisierung institutionellen Sammelns? Es bedeutet eine enorme Schwerfälligkeit in der Ausrichtung der sammlerischen Strategie: Der individuelle Sammler kann und soll die Perspektiven seines Sammelns radikal willkürlich gestalten, weil die Sammlung sein ganz persönlicher Weltentwurf ist – was im Extremfall bedeutet, dass der Sammler, der sich gestern noch auf altorientalische Textilien konzentrierte, heute Pokemon-Karten zum Gegenstand seiner Leidenschaft macht. Solcher radikalen Willkür muss sich institutionelles Sammeln versagen, es muss verschiedensten Interessen gerecht werden. Beim institutionellen Sammeln geht es nicht um die Selbstverwirklichung eines Kurators oder eines die Anschaffungen absegnenden Kuratoriums, sondern um ein möglichst sorgfältiges Ausarbeiten der verschiedenen Interessen, denen dieses Sammeln gerecht werden soll. Nehmen wir als Beispiel wiederum ein lokales Museum: Zunächst ist da das Interesse der politischen Obrigkeit, dass Betrieb und Akquisitionen des Museums möglichst nichts kosten, weil man das Geld für den neuen Parkplatz braucht. Dem widerstreitet ein anderes Interesse derselben politischen Obrigkeit, nämlich ihre eigenen politischen Taten möglichst schon zu Lebzeiten musealisiert zu sehen, weswegen sie eine Fülle, freilich sorgfältig zensierter Dokumente dem Museum mit dem dringenden Ersuchen einliefert, sie möglichst weitgehend bei der lokalhistorischen Ausstellung zu berücksichtigen. Ein ganz anderes Interesse verfolgt der Dorfschullehrer, der seinen Schülern die Geschichte der Ortschaft möglichst mittelalterlich gewandt präsentieren möchte und daher beim Museumskuratorium entschieden auf den Aufbau einer Mittelalter-Sammlung dringt, selbst wenn die ausgestellten Rüstungen als Leihgaben aus der Stiftung Preußischer Kulturbesitz stammen und in Südengland geschmiedet worden sind. Der Pastor hingegen verlangt, dass sich das Museum als Spiegel der Religionsgeschichte präsentiert und schließlich im Triumph der lutherischen Konfession gipfelt, wozu es notwendig sein würde, die barocken Monstranzen, die auf Schenkungsweg Eingang in die Museumsbestände gefunden haben, entweder in den Depots verschwinden zu lassen oder aber zu verkaufen, damit man das Taschen-

tuch erwerben kann, mit dem sich Luther die Finger geputzt hat, nachdem er den Teufel mit dem Tintenfass traktiert hatte. Demgegenüber identifiziert der Fabrikant das Schicksal der Seidenbandproduktion mit dem Schicksal des Ortes, weshalb er sich auch zur Schenkung einer leer stehenden (und baufälligen) Fabrikhalle bereit erklärt hat. Und da ist da noch die Vertreterin der Landesregierung, die sicherzustellen hat, dass man ob all der Lokalhistorie nicht aus dem Blick verliert, dass die Ortschaft ihr Wohl und Wehe ja einzig und allein den weisen Verfügungen in der Landeshauptstadt verdanke, die es also angemessen ins Bild zu setzen gelte. Usw., usf. Die Kuratorin des Museums soll nun alle diese partikularen Interessen bündeln und ihnen sowohl mit der Ausstellungs- wie der Sammelstrategie gerecht werden, was natürlich niemals gelingen kann.

Im idealtypisch skizzierten Interessenskonflikt manifestiert sich die strukturelle Selbstbehinderung institutionellen Sammelns. Daher legt sich dieses institutionelle Sammeln entweder – so geschieht es meistens – auf die einmal beschlossenen Richtlinien fest, ist also traditionsgebunden: Wir haben für unser lokales Museum immer nur die Nachttöpfe der Bürger gesammelt, aber noch nie Seidenbandproduktionsmaschinen oder Taschentücher von Reformatoren. Also bleiben wir dabei. Oder aber ein mit Entscheidungskompetenz versehenes Individuum lässt in seiner Funktion als Kurator oder Museumsdirektorin das sammeln, was er oder sie selbst für wichtig, für sammelwürdig hält und versteht es, die Honoratioren und Kontrollorgane glauben zu machen, genau das sei es, was sie auch schon immer gesammelt haben wollten. So etwa hat Erhart Kästner als Direktor der Herzog August Bibliothek das Sammeln von Malerbüchern initiiert.

Das Problem besteht also darin, wie man kollektive Sammler-Subjekte konzeptualisiert. Wie können Institutionen Sammler sein? Nach welchen Kriterien organisieren sie ihre Sammlung und wählen ihre Sammelgegenstände aus? Auf die letzte Frage gibt es kaum eine einfache Antwort; die vorangehende Frage, wie Institutionen Sammler-Subjekte sein können, kann wer will mit einer noch weitergehenden Frage erwidern, nämlich ob Institutionen in einem emphatischen Sinn des Wortes Sammler sein können – oder ob solche Institutionen nicht bloß schlechte Substitute von Sammler-Individuen sind.

Wenn ich hier von Sammeln spreche, meine ich, dass das Sammler-Subjekt die Wahl hat, was es sammeln will. Wie schwierig sich solche Prozesse der Wahl bei kol-

lektiven Sammler-Subjekten gestalten können, habe ich skizziert. Wie soll man nun mit dieser selbst im Fall von Kollektiv-Subjekten unvermeidlichen Subjektivität umgehen? Man sollte, meines Erachtens, diese Subjektivität nicht zu minimieren trachten, sondern sie zulassen. Das bedeutet für die Akquisitionspolitik, dass man sich darin nicht allein von der Tradition, sondern im Hinblick auf künftige Generationen von den Tendenzen der Jetztzeit inspirieren lässt, was sammelwürdig ist. Ein gutes Museum ist, wenn Sie mir die Abwandlung einer Hegel-Sentenz erlauben, die Zeit in Objekte gefasst.

In Zeiten knapper Anschaffungsetats münzt sich das Zulassen der Subjektivität in einem vielleicht trivialen Vorschlag aus, den ich wie folgt umreißen möchte: Da die institutionellen Sammler-Subjekte selbst von ihrer subjektiven Perspektive abhängig sind, ist es ihr fundamentales Interesse, andere subjektiven Perspektiven auf die Welt, in der wir leben, zu integrieren. Konkret heißt das, dass institutionelle Sammler sich dezidiert darum bemühen sollten, sich individuelle Sammlungen zur Schenkung machen zu lassen, die sich nicht schon in den vorgegebenen Kanon des von Institutionenseite für sammelwürdig Erachteten einfügen. Dass auch das Dorfmuseum in Vorpommern schließlich die Sammlung japanischer Raku-Schalen bereitwillig aufnehmen wird, hängt unmittelbar am heutigen Marktwert dieser Keramik. Warum aber nicht auch eine penibel geordnete Sammlung von Kaugummi-Verpackungen einer eifrigen Gymnasiastin den Museumsbeständen einverleiben – und zwar *als ganze*? Als ganze deswegen, weil die Sammlung kein beliebiges Konglomerat aus einigen Einzelteilen, sondern ein organisches Ganzes ist – Ausdruck eines Sammelwillens, in dem sich eine ganz spezifische Perspektive auf die Jetztzeit ausdrückt. Individuelle Sammlungen dokumentieren Mentalitäten, deren kulturhistorische Relevanz sich vielleicht erst in drei oder zehn Generationen herausstellen wird. Die Vielzahl individueller Sammler bringen eine Perspektivenvielfalt zum Tragen, die der institutionelle Sammler aus eigenen Stücken nie zu erreichen vermag. Institutionelle Sammler wären gut beraten, ihr Geschäft daher in erster Linie als Integrationsversuch solcher Perspektivenvielfalt zu verstehen. Auch wenn nicht jedes Sammler-Individuum ein Herzog August ist.

9 Selenus: Das Schach- oder Königs-Spiel, S. 1 (Buch I, Capitel 1).